

# GEWALT IN DER PROVINZ

Träume sind Illusionen. Nicht selten zumindest. Dass sie in der Provinz ebenso ihren Nährboden finden wie in der Großstadt, dürfte sicher sein. Wobei die Metropolen sie sogar noch eher bedienen oder Ablenkung schaffen.

Was aber machen zwei junge Frauen in der Provinz, hier: In der russischen Provinz, die einen tristen Alltag voller Gewalt erleben? „Das ist Vegetieren. Ich würde gern leben“, lässt der junge russische Autor Jurij Klavdiiev in „Gehen wir, der Wagen wartet“ seine Mascha sagen. Nur, um ihr im gleichen Atemzug eine metaphysisch verbrämte (auf germanischen Mythen fußende!) Todessehnsucht mit auf den Weg zu geben. Ihre Freundin Julia übt sich in gegenteiligen, da aktiv auf die Außenwelt gerichteten Fantasien: Sie will Gewalt mit Gewalt gegenüberreten, will sie in einem Rausch überhöhen und damit quasi auch aus den Angeln heben. Thelma und Louise grüßen von der Leinwand, ebenso Bonnie und Clyde, die Arthur Penn einen so ästhetisch ausgefeilten Tod in Zeitlupe hat sterben lassen. Die Ästhetik des gewaltsamen Todes ist eine Domäne des Kinos, das sich von der Realität viel leichter absetzen und Illusionen kultivieren kann als das Theater.

In der Konstanzer Spiegelhalle, wo „Gehen wir, der Wagen wartet“ in der Regie des Theaterpädagogen Felix Strasser seine deutschsprachige Erstaufführung erlebte, versucht man tatsächlich, die Tricks des Kinos für die Sache des Theaters nutzbar zu machen. Wie von Geisterhand bewegt sich ein teilweise mit Tuch verkleidetes Stahlgerüst, das mehrere Spielebenen vorhält und Zeiten sowie Räume voneinander trennt (Ausstattung: Stephan Testi).

Hier sind auch die kleinen Finessen verstaut, die an den Aktionskünstler Nitsch denken lassen: Blut darf durch die Bespannungsfolien rinnen wie einst Salzwasser durch die Salinen. Was vom roten Stoff als „Ernte“ übrig bleibt? Seelische und körperliche Wunden, meint man zu ahnen – auf eine geschlossene Handlungs- und damit Zeitfolge setzt man ohnehin nicht, denn wie der Kultfilm Pulp Fiction ist der „Plot“ aufgelöst und neu montiert. Die Romantik des Songs eines Roadmovies gibt wie eine Widmung an die Träume oder Illusionen den Auftakt.

Blutverschmiert treten Mascha (Monika Vivell) und Julia (Sabrina Strehl) danach vor ihr Publikum, berauscht und irritiert von einer Tat, die Blutzoll gefordert hat.

Erst nachdem der Film zurückgespult, das Blut abgewaschen ist und die beiden jungen Frauen in frischen Hosen und T-Shirts über das Leben philosophiert haben, treten Oleg (Thomas Ecke) und Pascha (Nico Selbach) in Aktion. Sie machen schließlich Julia und Mascha, die ausgezogen sind, das Fürchten zu lernen und zu lehren, zu Opfern („Ganz ruhig, Schwester! Ich gehe ja schon, ich hab dich gar nicht angefasst!“). Zuvor schon standen die beiden männlichen Mitspieler, die im Hintergrund eine dominante Rolle spielen (und in der Tat auch die beiden Schauspielerinnen durch ihre Präsenz streckenweise ausstechen) als Musiker auf der Bühne. Aggressiv schleudern sie von der erhöhten Ebene des Stahlgerüsts die kalten und rauschhaften Beats des Death Metal herab, so dass es anschließend kaum noch ins Gewicht fällt, dass Monika Vivell als Mascha einen Plastikstuhl am Gerüst zertrümmert. Dass sich Todessehnsucht mit Gewaltfantasien paart, scheint ein Novum – und hat leider in der Realität längst seine Entsprechung.

Das Stück ist damit eine düstere Bestandsaufnahme, die eine seltsame Mischung von Emotion und Kälte vorhält. Dass Mascha am Ende zwar nicht bereut, aber doch keine Strategie im Töten entdeckt, soll versöhnlich stimmen, wirkt aber künstlich. Wie so manches in diesem Stück, das durch seine Brisanz, sogar durch die Ästhetik der Gewalt verführt. Gut, dass Theaterpädagoge Felix Strasser bei dem Stück Regie führte. Da ist gleich der Fachmann vor Ort, der im Anschluss an die Aufführungen den Diskussionsbedarf befriedigen kann. Oder ihn überhaupt erst einfordern sollte.

Brigitte Elsner-Heller

ZUR VERANSTALTUNG